Kreuz und Halbmond

Roman von Felix Nabor.

1.

Am blauen See von Skutari.

„Hamdulillah! . . . Lob sei Allah, dem Weltenherrn, dem Erbarmer, dem Barmherzigen, dem König am Tage des Gerichts! . . . Dir dienen wir und zu dir rufen wir um Hilfe wir! Führe uns den rechten Pfad, den Pfad derer, denen du gnädig bist! Nicht aber derer, denen du zürnst, nicht der Irrenden! Allah, il Allah . . .“

So klang das laute, feierliche Bekenntnis des Islams vom hohen, schlanken, weißen Minarett herab, über dessen Galeriebrüstung das turbangezierte Haupt des Muezzin erschien. Das Gesicht zum Himmel gerichtet, die Hände hinter die Ohren gelegt, in hohen trentolierenden Tönen rief er die Worte des Korans in die vier Winde hinaus. Immer lauter, immer schriller und höher klang seine Stimme: „Hamdulillah!

Auf, zum Gebete, ihr Gläubigen! Lob sei Allah, dem Weltenherrn, dem Erbarmer! Es ist nur ein Gott, und Mohammed sein Prophet! — Kommt zum Gebet! — Allah il Allah!“

Zitternd, fast klagend und seinmend verklang der letzte langgezogene Ton in den Lüften, schwebte wie ein hoher, dünner, schrillen Vogelschrei gleich, über die Dächer und Kuppeln der Türkenstadt Skutari hin, die am blauen See von Skodar, dort wo die schäumende Bojana aus ihm tritt, im goldenen Sonnenschein schläfrig ihre weißen Glieder reckt, überragt von der alten, verfallenen Serbenfeste Rosafpha, welche die Türken gebrochen haben, als sie Herren des Landes wurden!

Denn hier herrschten einst die Serben, und den Verlust des Landes können sie heute noch nicht verschmerzen, daher der alte, tiefeingewurzelte Haß gegen die Türken!

Kaum war der Gebetsruf des Muezzin verstummt, so klang von der christlichen Kathedrale her eine Glocke! Ernst, tief und feierlich erklangen die lauten, starken, hallenden Töne, verschlangen den Vogelschrei des mohammedanischen Stundenrufers, zogen stolz und sieghaft über die Stadt und den blauen See und schwangen sich grüßend hinauf zu den Bergen von Montenegro, auf denen die tapferen Bekenner des Kreuzes wohnten — ein stolzes, kühnes, freiheitdürstendes Volk, das seit Jahrhunderten dem goldenen Stern der Czernagore vertraute, das dem Halbmonde trotzte und auf seinen unzugänglichen Felsen das Kreuz als Siegespanier aufgepflanzt hatte.

Zwei Welten, zwei Kulturen und Religionen stoßen hier aufeinander, schauen sich ins Angesicht: Orient und Occident, Morgenland und Abendland, Kreuz und Halbmond, Christus und Mohammed! Auf der Moschee glänzt der silberne Halbmond, Mohammeds Wahrzeichen, und grüßt die Anhänger des Propheten. Dort auf der Kathedrale aber ragt das Siegeszeichen des Christentums, das Kreuz, freudig und heilverkündend zum Himmel empor.

Die Völker, die hier dicht beisammen wohnen, stehen zueinander in schärfsten Gegensatze: hier die Türken — dort die Serben! Die einen dünken sich das stolze, unangefochtene Herrenvolk der Welt und sind von Haß und Verachtung gegen alles erfüllt, was sich Christ nennt — die anderen erglühen in wildem, unbezügeltem Freiheitsdrange, und ihre ganze Vergangenheit ist ein jahrhundertealter beständiger Kampf gegen die Türken und ihre aufgezwungene Herrschaft. Der Haß der beiden feindlichen Rassen liegt ihnen im Blute, und so oft die Gegensätze aufeinanderprallen, klirrt es wie Stahl und Eisen, und es sprühen die Funken, es fließt Blut, immer Blut . . .

An einem kleinen Tische des Kaffeehauses „Halwa“ (süße Frucht) saßen an einem schönen Frühlingstage zwei „Franken“, schlürften ihren Mokka und sprachen über Skutari, die, wie die meisten Türkenstädte, von außen einem Märchen glich, von Innen aber durch die engen, dunklen Gassen und eine Menge Schmutz und Unrat sehr enttäuschte. .

Gleichwohl machte sie jetzt keinen so ungünstigen Eindruck, wie an gewöhnlichen Tagen. Denn die Sonne stand blank und golden über ihr und freudiges Leben herrschte: es schien Jahrmarkt zu sein und zugleich ein nationales Fest gefeiert zu werden. Auf den Häusern waren rote Fahnen mit Halbmond und Stern gehißt; bunte, an Schnüren gereihte Wimpel liefen quer über die belebte Bajsritraße; Papierlaternen schaukelten sich im Winde, und bunte Papierstreifen, zu allen möglichen Figuren zugeschnitten, zierten die Türen, Fenster und Läden der Häuser.

Unaufhörlich flutete der Menschenstrom durch die Basarstraße, und aus dem murmelnden Stimmenmeer erhob sich hin und wieder der Heilruf auf den Sultan und Beherrscher der Gläubigen: „Tschok jaschlar padischah! . . .“

Der Mahnung des Muezzin schien niemand Folge zu leisten; sie war eine leere Formel und verhallte ungehört, da alle nach Freude lechzten.

Die beiden Fremden wurden von den Vorübergehenden mit aufdringlicher Neugier betrachtet; zumal dem jungen, blonden, hochgewachsenen Deutschen, der ein selten schöner Mann war, waren die verschleierten Damen ihre feurigsten Blicke zu. Leo von Hagen verschanzte sich hinter dem breiten Rücken seines Freundes Heinrich Bucher und sagte lachend: „Die Leute starren mich an, als ob ich ein Meerswunder wäre und die Augensprache der Frauen setzt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.“

„Die Koketterie ist den Türkinnen angeboren,“ versetzte Bucher, welcher zur europäischen Kleidung den roten Fez trug. Er blickte dabei etwas düster und schwermütig drein, so, als ob er eine schwere Last trüge; aber das zeitweise Auflodern seiner Augen ließ erkennen, daß nicht alle Lebensfreude in ihm erloschen war. Jetzt freilich schien er ein bekümmerter oder unglücklicher Mensch zu sein, denn die Götter in ihrem Neid nur Dornen auf den Lebenspfad gestreut hatten . . .

„Die Türkinnen,“ berichtete er, „sind gezwungen, die meiste Zeit abgeschlossen hinter ihren Haremsgittern zu leben. Wenn sie sich öffentlich zeigen, wollen sie Aufsehen erregen und bewundert werden. Daher die grellen Mäntel in den gräßlichen, schreienden Farben! Daher das halbenthüllte Gesicht, die koketten Blicke dieser Evastöchter! Doch muß man sich hüten, dieses kokette Benehmen etwa als Aufforderung zu einem romantischen Abenteuer aufzufassen. Das liegt keineswegs in der Absicht dieser naiven Koketterie und könnte unter Umständen sogar gefährlich werden für Leib und Leben . .“

Leo von Hagen lachte sorglos bei dieser gutgemeinten Warnung. „Sei ohne Sorge,“ sagte er. „Ich bin wahrhaftig nicht in dieses Land gekommen, um galante Abenteuer zu suchen oder die Frauen des Orients zu ergründen, sondern aus ganz anderen Gründen, über die wir eingehend reden werden . .“ Er nahm einen Schluck Mokka und fuhr dann fort: „Ist es nicht seltsam, daß wir beide, zwei fröhliche Rheinländer, hier im Lande des silbernen Halbmondes beisammensitzen, nachdem wir uns Jahr und Tag nicht mehr gesehen haben?“

Heinrich Bucher nickte und in seinen grau blauen Augen glomm ein Freudenfunke auf. „In der Tat — ganz seltsam!“ sagte er. „Ich war auch ganz paff, als du gestern in mein Kontor tratest, mir die Hand schüttelteft und mir sagtest: „Grüß dich Gott, Heinz! . . .“ Es traf mich wie ein Blitz, dieses deutsche Wort, dieser Gruß aus der Heimat! . . . Ich erinnerte mich wieder daran, daß ich ein Deutscher bin! . . . Und das ist gut, wenn man jahrelang unter diesen indolenten und doch herrentolzen Osmanlis herumgekrochen ist: unter Larven die einzige fühlende Brust!“

„So gar schlimm scheint es dir nicht ergangen zu sein,“ sagte Leo von Hagen lächelnd. „Du bist ordentlich in die Breite gediehen!“

„Ja — äußerlich bin ich ein fetter Kerl,“ antwortete Heinrich Bucher. „Da strahle ich förmlich von satter Fülle und von Proprietät. Aber wenn du meinen inneren Menschen sehen könntest, Leo, dir würde grausen . .“

„Ach, laß doch die alten Geschichten, Heinz!“

„Ich kann sie aber nicht vergessen, Leo! Die Reue zernagt mich wie der Rost das Eisen! Ich sehe immer Blut und nichts als Blut! Höre einen Schrei — ein Röcheln, Gurgeln, Stöhnen! Die alte schwere Schuld wird lebendig, erhebt ihr Drachenhaupt, wird zur Gorgone, starrt mich aus glühenden Augen drohend, unheilverkündend an. O — es ist entsetzlich!“ Er griff sich mit beiden Händen an die Brust, als ob er sich das Herz herausreißen wollte. „Da drinnen brennt es wie Höllenglut! Denn es ist schrecklich, mit einem Mord auf dem Gewissen durchs Leben zu gehen.“

Der andere zuckte auf seinem Stuhle empor: „Bist du wirklich ein Mörder?“

Heinz senkte schuldbewußt das Haupt. „Ja!“ sagte er, „da ist nichts wegzuleugnen: ich habe Franz Stetter, den Kölner Ratsherrensohn, im Duell getötet.“

„Wie kam das? . . Erzähle!“

„Es war eine schlimme Sache, Leo! — Du warst damals in Berlin. Ich hatte wohl eine dunkle Ahnung davon, daß es mit unserem Hause bergab ging, aber Näheres wußte ich nicht. Da lief eines Tages Franz Stetter, der Maulheld, der sich schon immer an mir rieb, auf der Kneipe ein böses Wort fallen, das mich in Wut versetzte. Er sagte, daß mein Vater unreelle Geschäfte betriebe. Ich fuhr auf, schlug ihm ins Gesicht und dann folgte das Duell. Beim zweiten Gang erhielt ich einen Hieb, daß die Wange klaffte und das rote Blut spritzte. Da geriet ich in Zorn und meine Klinge fuhr ihm ins Herz! Aus war's mit ihm — aus! — Wie ich aber den langen Kerl so daliegen sah, blutüberströmt, todblaß, mit geschlossenen Augen — da faßte mich ein Grausen. Kaum, daß meine Wunde vernäht und bandagiert war, eilte ich nach Hause, um zu entfliehen. Dort aber war Entsetzliches geschehen: mein Vater hatte sich erschossen, da er ruiniert war. Ich war bettelarm geworden. Über Nacht. Zur Schande gesellte sich die Reue über die unselige Tat, die Sorge um meine Sicherheit, die Qualen einer gräßlichen Schuld — Stetter hatte Recht gehabt: mein Vater war ein Fälscher gewesen! Was soll ich weiter sagen? In meiner grenzenlosen Not wandte ich mich an deinen Vater. Er gab mir Geld, guten Rat und Empfehlung an einen Geschäftsfreund in der Türkei. So kam ich nach Skutari und in das Geschäft des Großkaufmanns Petrowick —“

„Und es ist dir da gut ergangen?“

„Ganz gut, ja! — Da ich meinem Prinzipal die Bücher tadellos führte, keine Schlamperei duldete und ihn nicht betrüge, wie es ein Türke oder ein Armenier todsicher tun würde, hält er große Stücke auf mich und ich bin sozusagen seine „rechte Hand“. Ja, er würde mich sogar dauernd an sein Haus fesseln, wenn ich nur wollte. Aber ich will nicht.“

„Wieso denn?“

Heinrich Bucher schnaubte mächtig und sagte: „Er sähe es gern, wenn ich seine Tochter heiraten würde . —“

„Ist denn das etwas so Schlimmes?“ lachte Leo v. Hagen. „Ohne Zweifel ist sie jung, schön, reich —“

Bucher wehrte mit beiden Händen ab. „Nach den landesüblichen Anschauungen ist sie allerdings eine „süßellif“ — eine hervorragende Schönheit! In meinen Augen aber ist sie ein weiblicher Elefant, denn denke dir, sie wiegt so etwas über zwei Zentner —“

„Das ist allerdings reichlich viel für ihre Jugend! Wie heißt denn dieses holde Elefantenbaby?“

„Ce-Kirdschje“.

„Kirsche? — Ein lieblicher Name. Wenn die holde Jungfrau so süß ist wie eine Kirsche, dann garantiere ich dir —“

„Ach nein, Leo — sie heißt nicht Kirsche und besitzt ebensowenig die süßen Eigenschaften dieser köstlichen Frucht. Sie duftet vielmehr nach Zwiebel und Knoblauch, verschlingt unheimlich viel Pilaw (Reis mit Hammelfleisch) und ihr Name bedeutet in deutscher Uebersetzung — Heuschrecke! . .“

Leo v. Hagen gab sich einen Ruck. „Heuschrecke? Armer Kerl!“

„Nicht wahr? Es kann doch niemand verlangen, daß ich eine — Heuschrecke heirate! Ganz abgesehen davon, daß noch zwei andere Hindernisse im Wege liegen —“

„Schrecklich, Heinz! — Welche Abgründe trennen dich außerdem von dieser holden Heuschrecke?“

Heinz zeichnete in die Staubschicht, die auf der Tischplatte lag, ein Kreuz und einen Halbmond und sagte: „Ich soll das eine mit dem anderen vertauschen — dann bin ich mit einem Schlage ein reicher Mann, der Erbe Petrowicks, der nur einen Moslem zum Schwiegersohn nimmt. Aber ich werde kein Renegat! Wenn ich auch mal ein schlechter Kerl gewesen bin: ein guter Christ und ein guter Deutscher will ich doch all mein Lebtag bleiben.“

Leo v. Hagen drückte ihm fest die Hand. „Bravo,“ sagte er. „So spricht ein ganzer Mann. Es freut mich, daß du trotz deines Unglücks deine Mannesehre und aufrechten, geraden Sinn bewahrt und deiner Heimat und Gott die Treue gehalten hast. Welches aber ist das dritte und letzte Ehehindernis?“

„Der Mord, Leo! — Diese schreckliche Schuld! Darf ein Mörder ein Weib nehmen, darf er Familie und Kinder haben? Nein — es wäre eine neue Schuld und der Fluch müßte mit dem Schuldigen auch die Unschuldigen treffen. Das wäre schrecklich, Leo! Darum kann von einer Ehe bei mir niemals die Rede sein, weil ich an das ewige Gesetz vom Walten der Vorsehung, von Schuld und Sühne, glaube. Goethes Wort hallt mir ins Ohr:

„Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden!
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. . .“

„Auch an mir rächt sie sich, Leo! Oder glaubst du, daß die Höllenqualen, die ich im Innern erdulde, nicht die schrecklichste Strafe sind? Ich suche freilich auch zu sühnen, aber —“

„Wieso denn?“

„Nun, ich komme als Vertreter meines Chefs durchs ganze Land, trete in Berührung mit Türken, Serben, Arnauten, Skipetaren, mit Griechen und Armeniern. Die Hauptsache ist natürlich der Abschluß eines guten Geschäfts. Nun, ich sorge dafür, daß diese armen Bedrückten, von den Paschas bis aufs Blut geschundenen Leute nicht übervorteilt werden, sondern für ihre Waren und Erzeugnisse eine gerechte Bezahlung erhalten. Das ist das eine. Das andere sollte ich dir eigentlich nicht verraten, aber nachdem ich dir schon mein Herz geöffnet habe, will ich dir auch diese letzte Falte enthüllen. Sieh, auf meinen Fahrten durch das Land sehe ich so viel Elend, Jammer und Not, daß mich des armen, halbwilden Volkes erbarmt. So gut es geht, lindere ich die Not in den Hütten der Armut, gebe diesem einen guten Rat, jenem eine heilkräftige Arznei. Denn die türkischen Aerzte, die hier herum ihr Unwesen treiben, sind gewissenlose Pfuscher und Charlatane. Sie verkaufen für teures Geld wertlose Arzneien und fordern hohe Honorare; die Armen aber, die nicht bezahlen können, lassen sie mitleidlos verenden wie Hunde! Dieser Armen nun habe ich mich besonders angenommen und da ich sechs Semester Medizin studierte, so besitze ich immerhin soviel Kenntnisse in der Heilkunde, daß ich die für die einzelnen Krankheiten notwendigen Arzneien verschreiben kann. So darf ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich schon manchen Armen dem Tode entrissen und dem Leben wiedergegeben habe. Sieh, das ist meine Sühne! So büß' ich, so gut ich's vermag, meine Schuld! Diese schwere Schuld, die mir das Leben verbittert, mich niederdrückt.“

„Heinz,“ sagte Leo v. Hagen, „sieh, das freut mich. Und dir zum Troste will ich ein Wort Goethes zitieren: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ — Du bist's, Heinz! — und um deiner Not und deiner Qual ein Ende zu bereiten, will ich dir jetzt eine Mitteilung machen, derentwillen ich dich eigentlich hier aufgesucht habe. Sage mir zuerst: hast du mit niemand in Deutschland in Briefwechsel gestanden?“

„Nein! Ich hatte ja nach dem Tode meines Vaters keinen einzigen Verwandten mehr auf der ganzen Welt und es fiel mir auch gar nicht ein, aus meinem Versteck heraus Briefe nach Deutschland zu senden, die mich verraten, auf meine Spur geführt hätten —“

„So glaubst du dich also verfolgt?“

„Wäre ich sonst geflohen? Hätte ich mich verborgen? Ach, Leo, die Heimat, mein schönes deutsches Vaterland, ist mir ewig verschlossen —“

„Nicht doch, Heinz! Ich bringe dir eine freudige Nachricht; du wurdest niemals verfolgt! Du bist kein Mörder; denn Franz Stetter lebt, erfreut sich bester Gesundheit, hat Weib und Kind und sitzt als wohlbestallter königlicher Notar in der schönen rheinischen Stadt — Köln.“

Heinz Bucher starrte Leo mit weit aufgerissenen Augen an. „Keine — Schuld?“ stammelte er. „Kein . . . Mörder?“

„Nein, Heinz, du bist schuldlos! Franz Stetter lag einige Wochen krank, erholte sich indessen und ist heute ein kerngesunder Mann —“

Da ging ein Zucken wie Wetterleuchten über das betrübte Gesicht des heimatlosen Mannes und die Narbe auf der Wange leuchtete wie eine kleine, purpurne Schlange. Und dann senkte sich das Haupt blitzschnell auf den Tisch und sein Gesicht vergrub die gewaltige Erschütterung, die in der Seele Buchers vor sich ging; nur die blaue Quaste seines Fes zitterte leise.

Leo v. Hagen ließ ihn gewähren; er verstand es wohl, daß Heinz Zeit brauchte, um seiner Erregung Herr zu werden und das Gleichgewicht seiner Seele wieder zu finden. Nach einer Weile legte er ihm die Hand sachte auf den Arm. „Heinz, lieber, lieber Kerl — nun ist alles wieder gut! Nun hebt ein neues Leben für dich an. Du bist schuldlos — und die Heimat öffnet dir wieder ihre Tore.“

Heinz richtete sich rasch empor und streckte Leo beide Hände hin. „Ach, du lieber Mensch — mir ist, als hättest du mir mit deiner Nachricht den Himmel erschlossen. Frei von Schuld — kein Mörder — kein Verbrecher und Ausgestoßener — mit reinem Gewissen unter die Menschen treten: o, das ist ein Glück, das ich kaum zu fassen vermag! Nun werde ich auch das frohe, herzliche Lachen wieder finden, das ich verlernt habe, nun jauchzt die Seele, weil sie frei und schuldlos ist! . . . Himmel, welches Glück. Komm, laß uns gehen! mich leidet's nicht mehr unter diesen schwatzenden, klatschenden Menschen — ich sehne mich nach Einsamkeit und Stille. Wir wollen an den See von Skutari gehen und diesen Glückstag in heiliger Stille feiern.“

Sie erhoben sich rasch. Heinz achtete in seiner Freude nicht auf seine Umgebung, er bewegte sich rasch wie ein Kreisel und stieß dabei aus Versehen an einen Türken, der sich während des Zwiegesprächs der beiden Freunde am nächsten Tischchen niedergelassen hatte, und gravitätisch und mit der Würde eines Paschas seinen Tschibuk (Pfeife) rauchte.

Bei dem Anprall entfiel dem Türken der Tschibuk und er selbst erhielt einen Stoß, der seine Paschawürde ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte.

„Verzeihung!“ sagte Heinz, indem er sich umwandte. „Ich sah Sie nicht —“

Zwei schwarze stechende Augen funkelten ihn zornig an. „Köpek! — Du Hund, wie darfst du es wagen, einen wahren Gläubigen mit deinem stinkenden Leib zu belästigen! Geh' dafür zur Dschehenna (Hölle) . . zum Scheitan (Teufel)!“

„Verzeihung — ich tat es nicht mit Absicht. Hier ist der Tschibuk, mir-i-ala. (Oberst)!“

Der Türke schlug Heinz die dargerichte Pfeife aus der Hand und rief: „Allah behüte mich davor, diesen Tschibuk zu berühren, den ein verdammter Giaur in der Hand gehalten hat. Geh' zur Dschehenna, du Karbascha, — du Karakurbascha (Frosch, Kröte)!“

Leo von Hagen hatte schweigend zugehört; er kannte die türkische Sprache gerade so weit, um zu wissen, daß sein Freund schmählich beschimpft wurde. Das reizte seinen Grimm. Ueberdies mißfiel ihm der Türke in höchstem Grade. Zwar war er vornehm gekleidet, trug wohl ein Dutzend Ringe an den Fingern und war sicherlich ein reicher Mann; aber das Spitzbubengesicht mit der Hakennase, dem vorspringenden Kinn und dem Zug von Grausamkeit und Bestialität war geradezu abstoßend und erinnerte an ein lauerndes Raubtier.

Als ihm daher Heinz die erlittene Beschimpfung bestätigte, pflanzte sich Leo v. Hagen in seiner ganzen Massivität vor dem Türken auf und donnerte ihn an: „Mein Freund wollte Sie nicht beleidigen und hat Sie überdies um Entschuldigung gebeten. Damit ist der Fall erledigt. Sie haben kein Recht, ihn zu beschimpfen.“

Der Türke blickte an dem blonden Riesen empor: „Wer bist du?“ zischte er.

„Ein Aleman —“

„Ah ein Preußialü? . . . Allah verdamme dich, Giaur!“

Leo v. Hagen sagte kein Wort — aber er hob den Türken mit seiner Riesenkraft wie ein Kind empor, schüttelte ihn, daß ihm fast die Sinne vergingen, und setzte ihn mit zähem Ruck auf den Stuhl, das dieser in seinen Fugen krachte.

„Schau,“ sagte er, „das sind zwei deutsche Fäuste, und wenn es dir einfallen sollte, nach deinem Krautmesser im Gürtel zu greifen, so zermalme ich dir die Knochen wie Brei.“

Der Türke rührte sich nicht, aber seine Augen schossen zornige Blitze und seine braune Faust ballte sich drohend gegen den deutschen Riesen.

Heinz zog den Freund mit fort. „Komm, laß uns gehen,“ sagte er. „Die Türken sind bereits aufmerksam geworden und sammeln sich um uns. Bei ihrem rachsüchtigen Charakter ist das schlimmste zu befürchten. Das wollen wir vermeiden.“

(Schluß auf Seite 5.)

Wie kommt es,

daß so viele Leiden, die augenscheinlich der Geschicklichkeit berühmter Aerzte getrotzt haben, gehoben werden durch die milde Wirkung eines einfachen Hausmittels, wie

Forni's

Alpenkräuter

Weil es direkt an die Wurzel des Uebels, die Unreinheiten im System, geht. Es ist aus reinen, heilkräftigen Wurzeln und Kräutern bereitet, und befindet sich bereits über hundert Jahre im Gebrauch.

Es wird nicht durch Apotheker verkauft, sondern direkt geliefert aus dem Laboratorium von

Dr. Peter Fahrney & Sons Co.

2501 Washington Blvd. Zollfrei in Kanada geliefert. Chicago, Ill.

NGL

NORTH GERMAN LLOYD

Schiffskarten

Für direkte Verbindung zwischen Deutschland und Canada

Zu denselben Bedingungen wie an allen anderen Linien.
Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd sind bekannt wegen ihrer Sicherheit, guten Behandlung und Bedienung.

Deutsche, laßt eure Verwandten auf einem deutschen Schiff kommen

Unterstützt eine deutsche Dampfer-Gesellschaft!

Geld-Ueberweisungen

nach allen Teilen Europas. In amerikanischen Dollars oder der Landeswährung ausgezahlt, je nach Wunsch.
Jede Auskunft erteilt bereitwilligst und kostenlos

Norddeutscher Lloyd

Generalagentur für Canada: G. L. Maron, General-Agent
794 Main Street Telephon 56-083 WINNIPEG, Man.

F. J. HAUSER, Vertreter für den Humboldt-Distr., Humboldt, Sask.